

SCHWIERIGER "FANG"

Wilde Esel zählen in der Wüste

VON SUSANNE STRNADL | 13. Juli 2010, 19:56



Die pferdegroßen Wildesel leben in riesigen Steppengebieten und sind sehr scheu. Umso schwieriger für die Forscher, sie mit Sendern zu versehen und ihren Lebensraum zu erforschen.

Sie sind ein schwieriger "Fang", die asiatischen Wildesel, deren Bestand dramatisch schrumpft

Ein Team aus österreichischen Forschern folgt den Nomadentieren seit Jahren durch die Wüste Gobi und kämpft für ihren Erhalt.

Die Speerspitze biologischer Forschung dringt immer weiter ins Innere des Zellkerns - da kann leicht der Eindruck entstehen, dass die mit freiem Auge sichtbare Welt kaum noch Unerforschtes bereithält. Tatsache ist: Wir wissen selbst über sehr große Tiere oft erstaunlich wenig. Der asiatische Wildesel (*Equus hemionus*) ist ein typisches Beispiel dafür: Obwohl er so groß ist wie ein Pferd und in den offenen Grassteppen, die er bewohnt, theoretisch gut sichtbar ist, gibt es keine genauen Bestandszahlen für ihn.

Sicher weiß man nur, dass er in den letzten Jahrzehnten dramatisch zurückgegangen ist und weltweit rund 95 Prozent seines ursprünglichen Verbreitungsgebietes eingebüßt hat. In der Mongolei, die die letzte große Population beherbergt und wo sein Habitat in den letzten 70 Jahren "nur" um die Hälfte geschrumpft ist, steht er schon seit 1953 unter Vollschutz, weltweit wird er als "stark gefährdet" eingestuft. Der mongolische Bestand wird auf 10.000 bis 20.000 Stück geschätzt, zu denen noch ein paar tausend in China kommen dürften.

Sollen die Anstrengungen, das Überleben einer Art zu sichern, erfolgreich sein, benötigt man viel Basiswissen über ihre ökologischen Ansprüche. Chris Walzer vom Forschungsinstitut für Wildtierkunde der Veterinärmedizinischen Universität Wien forscht mit finanzieller Unterstützung des FWF seit acht Jahren am Khulan, wie der Wildesel in der Mongolei heißt, und engagiert sich massiv für seine Erhaltung. Ein Problem bei der Erfassung der Bestände ist der große Raum: Allein in den Schutzgebieten der Wüste Gobi im Süden der Mongolei stehen den Eseln rund 90.000 km² Fläche zur Verfügung, in der sie sich verteilen können. Dazu kommt, dass die Esel sehr scheu sind - in

manchen Gebieten flüchten sie schon, wenn man ihnen auf 1000 bis 3000 Meter nahekommt.

Keine Flugbewilligung

Am besten ließen sich die Stückzahlen aus der Luft ermitteln, doch erstens gibt es derzeit keine geeigneten Flugzeuge in der Mongolei, und zweitens liegen die Schutzgebiete direkt an der chinesischen Grenze, was Flugbewilligungen unmöglich macht. Also sind Walzer und sein Team auf Telemetrie-Daten angewiesen, die alles andere als einfach zu bekommen sind. Die "Fang"-Technik haben Walzer und seine Kollegin Petra Kaczensky mittlerweile im Griff: Sie verfolgen die Khulane mit dem Jeep und bringen dann ein Tier mit einem Narkosegewehr zur Strecke. "Das Schießen ist leicht", wie Walzer versichert, "aber Sie müssen mit bis zu 60 km/h über unebenes Gelände brausen - dabei kann sich der Jeep leicht überschlagen."

Innerhalb von wenigen Minuten versehen die Forscher den Wildesel dann mit einem Halsbandsender, spritzen ihm ein Gegenmittel, und das Tier ist wieder auf den Beinen und läuft davon. Von jetzt an sollte der Sender via Satellit den Standort des Khulan melden, aber: Nur rund die Hälfte aller angebrachten Halsbänder funktioniert ordnungsgemäß. "Wenn man sechs Wochen bei 45 Grad in der Gobi zubringt, um die Tiere zu besendern, und dann liefert jedes zweite Halsband keine Daten, ist das schon ein Frust", gibt Walzer zu. Trotz aller Schwierigkeiten wurden zwischen 2001 und 2008 insgesamt 45 Wildesel mit Halsbändern versehen.

Dabei stellte sich nicht nur heraus, dass die Tiere in einem Jahr ein riesiges Gebiet (im Extremfall bis zu 40.000 Quadratkilometer) durchstreifen, sondern auch, dass manche Schutzgebiete dafür zu klein sind: In den Schutzgebieten im Westen (Große Gobi A und B), wo die Wasserstellen kaum jemals austrocknen, lagen so gut wie alle Peilungen der Tiere innerhalb der geschützten Areale. Hingegen lagen nur 22 Prozent der rund 4000 Peilungen in den beiden südöstlichen Gebieten Kleine Gobi A und B. Das ist insofern bedenklich, als die Forscher davon ausgehen, dass die südöstliche Gobi rund 70 Prozent des mongolischen Khulan-Bestandes beherbergt.

Für einen wirksamen Schutz ist daher eine Ausweitung der Schutzgebiete notwendig. Die Tiere müssen so weit umherstreifen, weil die "Wüste" Gobi zwar eigentlich eine Grassteppe, aber trotzdem extrem trocken ist. Wo nahrhaftes Grün wächst, hängt davon ab, wo es regnet - meist ein kleinräumiges und unvorhersehbares Geschehen. Für Sesshaftigkeit eignet sich so ein Lebensraum nicht: Wie die Menschen und ihre Nutztiere müssen auch die Wildtiere hier als Nomaden leben, die den jeweiligen grünen Flecken folgen.

Grenzzaun als Barriere

Massiv eingeschränkt werden die Wanderbewegungen der Esel durch Zäune, allen voran dem Grenzzaun zu China im Südwesten, wo weitere 100.000 km² geeignete Fläche zur Verfügung stünden. Ab Herbst diesen Jahres wollen Walzer und seine Mitarbeiter daher Wildesel auf der chinesischen Seite besendern. Die Daten daraus sollen helfen, an manchen Stellen eine Öffnung des Zaunes für Wildtiere zu erreichen.

Im Gegensatz zum Grenzzaun dienen Zäune entlang von Straßen dazu, Zusammenstöße mit Wildtieren wie dem Khulan zu verhindern, richten dadurch aber mehr Schaden an als durch fallweise Unfälle. Walzer und Kaczensky sind daher in Verhandlungen mit den zuständigen Stellen, die Zäune gar nicht erst zu bauen.

Seit kurzem bedienen sich die Wildbiologen um Walzer auch einer Computersimulation, um die Bestandszahlen besser einschätzen zu können. Dabei hat sich ergeben, dass die Situation im Schutzgebiet Große Gobi B besser sein dürfte als bisher angenommen. Als nächste Schritte sind die Ausarbeitung einer Arterhaltungsstrategie sowie die Erstellung regionaler Handlungsanweisungen für den Khulan geplant. (Susanne Strnadl/DER STANDARD, Printausgabe, 14.07.2010)